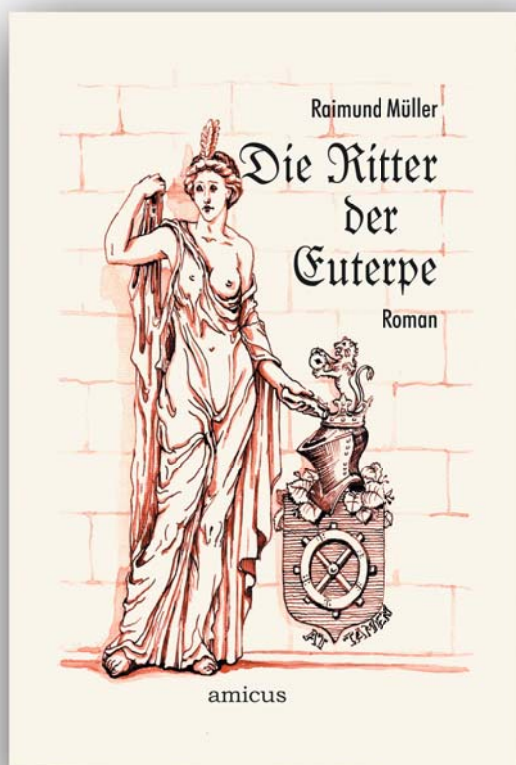


Raimund Müller  
***Die Ritter der Euterpe***



Roman  
698 S., Hardcover, zahlr. Illustrationen und Karten

ISBN 3-935660-52-9  
24,90EUR

Deutschland zur Zeit des Siebenjährigen Krieges. In dieser an Not und Elend nicht armen Zeit gerät der Organist Matthäus Müller in die Verstrickungen eines Geheimbundes, der den Namen „die Ritter der Euterpe“ trägt. Von nun an beginnt für Matthäus und seine heimliche Liebe Nanni ein abenteuerliches Leben...

Als glutroter Feuerball stand die Sonne tief am Horizont. Nicht eine Wolke bedeckte den Himmel. Ein Vogelschwarm flog über das breite Tal gen Süden, durch das sich träge ein Fluss wand.

Auf der mit Laub bedeckten Allee war einsam ein Reiter zu sehen, der weder von hohem Stand noch von ganz geringem erschien. Dem Pferd waren an Riemen mehrere Gepäcktaschen und ein Reisebett angebunden. Der Sattel wies ausgebesserte Stellen auf und versah seine Dienste wohl seit Jahren. Seitlich daran hing ein Degen herab.

Das Gesicht des Reiters war noch jung. Unter einem schwarzen Dreispitz sahen zwei Schläfenlocken hervor. Sein langes, dunkelblondes Haar hatte er im Nacken zu einem Knoten gebunden und in einen „Crapaud“ versorgt, den er mit einem langen schwarzen Band, zu einer Schleife geformt, daran befestigt hatte. Er trug einen aufgeknöpften, aus grauem Tuch gefertigten Rock mit breitem Kragen, Manschetten und Revers, darunter eine hellblaue Weste, die ein Halstuch zierte. Die Kniebundhose war ledern - ebenso die Gamaschen, die er über dem groben Schuhwerk trug.

Das Pferd, eine Fuchsstute, entsprach nicht gerade dem geltenden Schönheitsideal. Von allem besaß diese undefinierbare Rasse entweder etwas zu viel, oder zu wenig. Im Ganzen wirkte sie gedrungen. Der große Kopf stach dabei besonders hervor. Doch besaß sie eine schöne Mähne und einen dichten Schweif.

Matthäus kannte die Gegend. Sein Reiseziel, das nahe gelegene Ackerstädtchen Northeim, wäre für ihn noch im letzten Tageslicht zu erreichen gewesen. Doch lenkte er sein Pferd von der Allee ab und ritt über die angrenzende Wiese zum Flusslauf, den er an einer seichten Stelle durchquerte.

Am gegenüberliegenden Ufer erstreckte sich ein ausgedehnter Auwald. Er stieg ab, nahm das Pferd am Zügel und betrat das Dickicht des Waldes auf einem Pfad, den nur geübte Augen erkennen konnten. Nach wenigen Schritten nahm das dichte Unterholz ab. Im Halbdunkel des Waldes stieg das Gelände leicht bergan. Zwischen den Bäumen weitete sich ein Farnteppich aus. Der Pfad führte Matthäus zu einem hohen Felsen, der einen Überhang bildete. Darunter lag eine Feuerstelle. Unweit davon, in einer Senke, sprudelte aus einem mannsbreiten Kessel eine Quelle. Matthäus untersuchte die Asche und stellte fest, dass schon lange keiner mehr hier gewesen war.

Nachdem er sein Pferd gut versorgt wusste und auch das Lagerfeuer brannte, ging er zur Quelle hinab. Dort zog er sich aus und badete, bis sein Geschlecht auf die Größe einer Walnuss geschrumpft war.

Matthäus warf sich eine Decke über. Den Sattel richtete er neben dem Feuer als Hocker zu recht. Sein Abendessen bestand aus einem halben Laib Graubrot und einem Stück Ziegenkäse. Aus einer Feldflasche trank er Wein, der aus Blankenburg stammte.

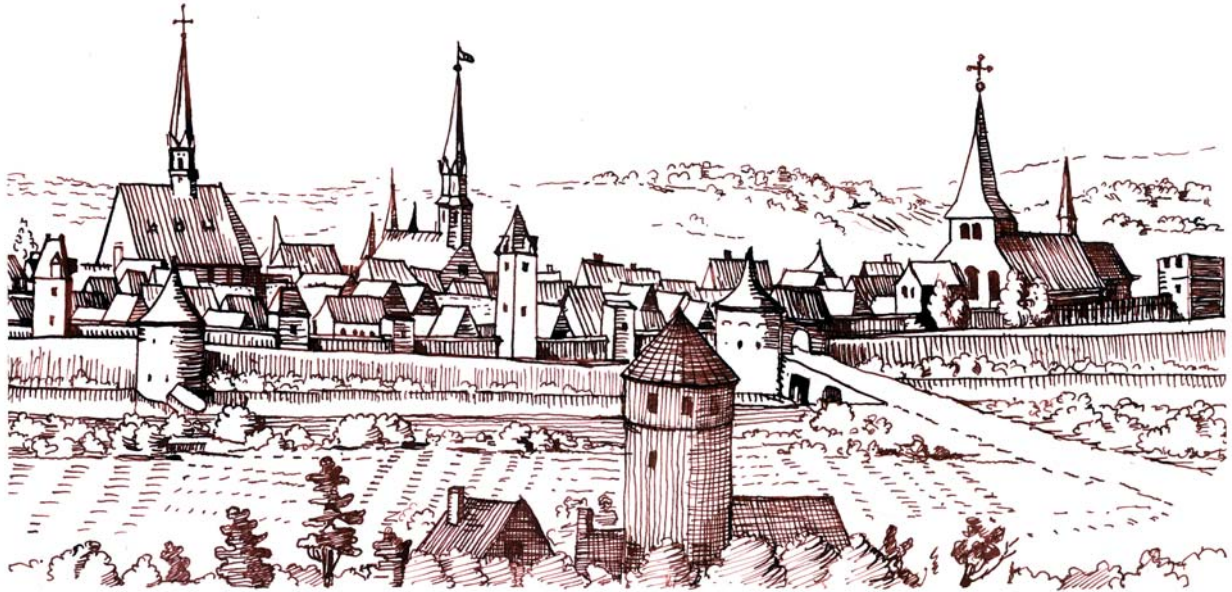
Seit mehr als einem Jahr herrschte Krieg. Das heilige römische Reich deutscher Nation war in einer mächtigen Allianz mit Frankreich, Russland und Schweden gegen Preußen, Braunschweig, Hannover und der Landgrafschaft Hessen in den Krieg getreten. Als Kurfürst von Hannover hatte sich König Georg II. von Großbritannien, der um seine deutschen Stammlande fürchtete, auf die Seite Preußens gestellt. Doch standen die Dinge für ihre Sache schlecht.

Wenige Tage nach der verloren gegangenen Schlacht bei Hastenbeck wurde Northeim von Franzosen besetzt, deren Willkür seinesgleichen suchte. Die Soldaten konfiszierten alles, was ihnen nützlich erschien und ließen der Einwohnerschaft nur das Nötigste zum Leben. Selbst

die Fischteiche wurden abgelassen, die Stadtkasse geleert und in jedes Haus Einquartierung gelegt, die nach Gutdünken mit den Bewohnern verfuhr.

Die Ausplünderung des Landes schrieb man dem Oberkommandierenden des französischen Heeres Marschall Richelieu zu, der, den eingehenden Gerüchten nach, mehr damit beschäftigt sein sollte, die eingetriebene Beute in die eigene, oder in die Taschen seiner Freunde zu stecken.

Inzwischen war es Nacht geworden. Im Lichtschein des Feuers griff Matthäus gedankenverloren nach einem Edelstein, der ihm an einem Kettchen um den Hals hing, und sein Herz flog fort zu dem Ort, an dem seine Reise begonnen hatte...



\*

In aller Frühe schreckten zwei kurz aufeinander folgende Pistolenschüsse das Liebespaar aus dem Schlaf. Im Haus wurden Schritte laut.

„Verdammt, die Russen!“, entfuhr es Johann.

Er sprang aus dem Bett und durchsuchte erfolglos den Kleiderstapel.

„Wo ist meine Muskete und das Säbelgehäk? Nichts ist auch da, wo es sein soll!“, rief er ungehalten, während Katharina ihren Augen nicht zu trauen glaubte.

„Beruhige dich doch! Das ist kein Angriff. Wir haben Frieden und die Russen sind längst fort!“

Erstarrt sah sie Johann an. Langsam kehrten in ihm die Sinne zurück. Ungläubig schüttelte er den Kopf.

„Verzeih, doch manchmal suchen mich schreckliche Träume heim, aus denen ich nur schwer erwache“, sprach er leise.

„Mir ergeht es ebenso“, bestätigte ihm Katharina. „Was bleibt ist die Frage, wer die Schüsse abgegeben hat?“

„So ist es“, sagte Johann, der sich das Beinkleid überzog und auf den Korridor ging.

Vor der geöffneten Tür des Nachbarzimmers erkannte er den Wirt mit seiner Frau, daneben eines der feilen Menscher, der aufgetragen wurde, den Wundarzt zu holen.

„Lasst mich durch“, verlangte Johann, der die Leute beiseite schob.

In dem mit Blut besudelten Bett lagen ein Mann und eine Frau eng ineinander verschlungen. Sie waren nackt. Johann rollte den Körper des Mannes zur Seite. In der Frau schien noch Leben. Ihre Glieder zuckten. Das Paar hatte sich Kugeln durch den Kopf gejagt und ihrem jungen Leben ein Ende gesetzt.

„Ihr braucht keinen Wundarzt mehr, guter Mann“, stellte Johann fest, „nur der Leichenbeschauer ist angesagt.“

„Warum, Mamsell Victoria lebt doch noch“, krächzte der Wirt.

„In wenigen Minuten gibt sie den Löffel ab. Die Kleine hat sich das Gehirn herausgepustet. Was davon noch übrig ist, läuft jetzt mit Blut voll. Den Rest könnt Ihr vom Leintuch wischen.“

„Mein Gott, wie seid Ihr kalt und abgebrüht“, schluchzte die Frau des Gastwirts in Tränen aufgelöst.

Das feile Menscher konnte nicht länger an sich halten und ergoss den Mageninhalt.

„Ich bin Soldat, Madame. Der Tod ist mir nicht unbekannt“, gab Johann zur Antwort.

Er sah nochmals auf das zerfetzte Gesicht des Mannes. Es kam ihm bekannt vor.

„Wenigstens hat er bei sich ganze Arbeit geleistet“, stellte er fest, „wisst Ihr, wer sie sind?“

„Mademoiselle Victoria ist die Tochter unseres Stadtkämmerers und der Herr ist ein Musketier von Euerem Regimente“, antwortete ihm der Wirt. „Sie haben bereits des Öfteren hier logiert. In aller Heimlichkeit, versteht sich.“

„Welch ein Unglück!“, jammerte seine Frau, die ihr Gesicht vor Entsetzen in der Schürze verbarg.

Endlich erkannte Johann den Toten. Es war Robert Hornberger aus dem Schwarzwald, einer der Narren, die den Werbem des Obristen Colignon aufgesessen waren, die vieles versprochen, aber kein Wort davon hielten, so dass sich die Unglücklichen als gemeine Soldaten auf zwanzig Jahre verpflichtet, in der Armee des Königs wiederfanden. Inzwischen hatte auch die Mamsell den Geist aufgegeben und ihre Seele Gott befohlen.

„Todesursache Standesdünkel“, bemerkte Johann nüchtern und empfahl sich.

„Was ist geschehen?“, bestürmte ihn Katharina, als er das Zimmer betrat.

„Zwei Liebende konnten einander nicht finden, der Graben war viel zu tief“, antwortete er. „Sie haben sich das Leben genommen. Ich denke, das wird in den nächsten Tagen noch öfters geschehen.“

„Gott sei ihren armen Seelen gnädig“, sprach Katharina. „Den Selbstmord aus Liebe darf man doch verzeihen, oder?“

„Vielleicht, doch soll man lieber zusehen, am Leben zu bleiben. Der Tod kommt von ganz alleine.“

„Lass uns gemeinsam für ihr Seelenheil beten.“

„Nur zu, wenn du möchtest, doch ohne mich, denn ich habe Gott verloren.“

Am Tage darauf beschloss Johann, Nägel mit Köpfen zu machen. Er suchte den Kompaniechef auf und teilte ihm seine Heiratsabsicht mit. Hauptmann von der Goltz beglückwünschte den Geschützmeister um die tapfere Maid, die keinen Besseren, als ihn verdient habe und erwähnte nur beiläufig die geringe Gefälligkeit, die der König von Preußen in Form einer bespannten

Kanone zur Verlobung beigetragen hatte. Zum Abschied schloss er Johann sogar brüderlich in die Arme und dankte ihm für die im Krieg geleisteten Dienste.

Die anerkennenden Worte noch frisch im Herzen, begab er sich mit Katharina zu ihrem Feldprediger, Pastor Küster, dem sie ihre Verlobung anzeigten und das Aufgebot proklamierten. Der Feldprediger nahm es wohlwollend zur Kenntnis, zumal ihm als Seelsorger die Vollwaise Mamsell gut vertraut war und er durch die Heirat nun hoffte, ein Sorgenkind seiner Herde versorgt zu wissen. Die Trauung setzte er für den 11. November in St. Johannes zu Magdeburg fest.

Am 30. Oktober erblickten die letzten Truppen des letzten Korps der Armee, das bis zuletzt im Felde stand, in dem sich auflösenden Dunst die Umrisse der Stadt Magdeburg. Je mehr die Soldaten die klare Luft der Börde spürten, suchte jeder, der von hier stammte, vom sicheren Instinkt gelenkt den Weg nach Hause. Der durch Heirat oder Verlobung stark angeschwollene Tross konnte dem Schritt, den das Korps vorlegte, kaum folgen. Die Offiziere hatten ihre liebe Mühe damit, schrien Kommandos und hofften den Überblick zu behalten.

Wenn sie keine anderen Sorgen haben, soll es gut sein, dachte Johann vom Kutschbock der Protze aus, dessen Gedanken zu Vergangenen abzuschweifen begannen.

An viele Gesichter, die bei den Geschützen gedient und in den zahllosen Schlachten der Reihe nach ihr elendes Leben ausgehaucht hatten, konnte sich Johann kaum mehr erinnern. Doch hinter der Kanone marschierten die Männer, die, wie er einem Wunder gleich, fast unbeschadet durch den größten Kugelhagel gegangen waren. Moritz Lindau, Martin Fiedler, Andreas Raabe, Christian Koch und neben ihm auf dem Kutschbock, Joachim Ernst, den er wie Moritz und Christian von frühesten Kindesbeinen her kannte.

Mit einem Mal warf ihm Joachim die Zügel zu, sprang vom Kutschbock und griff in die Erde des frisch gepflügten Feldes neben ihnen.

„Streck deine Hand aus Bruder!“, sagte er.

„Spürst du es?“, sprach er feierlich, als er die Erde darüber rieseln ließ. „Das ist die Heimat, allein nur dafür lohnt es sich kämpfen.“

„Mach dir nichts vor“, versetzte ihm Johann. „Gehört dir auch nur ein Krumen davon? Wir sind der Stand der Besitzlosen, denen man die Jahre geraubt hat, um für die Junker die Kastanien aus dem Feuer zu holen und wie uns befohlen wurde, haben wir es getan.“

Joachims Arm deutete nach Westen. „Nicht weit von hier liegt Ottersleben, dort sind wir aufgewachsen, freust du dich denn nicht, endlich wieder Daheim zu sein?“, fragte er.

„Sicher, doch ist Nichts mehr, wie es einstmal war.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Wir sind andere geworden, Verlorene, die an den Wunden ihrer Seele laborieren und nur schwer in das normale Leben zurückfinden werden. Ausgesogene Soldaten eben, nicht mehr viel wert. Ich fürchte mich davor.“

„Wir, die „Alten“, die von unserem Geschütz noch am Leben sind, haben uns doch geschworen, jederzeit füreinander einzustehen und ich will verdammt sein, sollte sich auch nur einer nicht daran halten.“

„Ich weiß, ...selbst in der größten Not, wird uns die Sonne niemals untergehen, da wir fest zusammen stehen“, sprach Johann die letzten Worte der Eidesformel aus.

Inzwischen hatte die Spitze des Korps die Vorstadt erreicht. Dort hatte sich eine Menge jubelndes Volk versammelt. Dem Bataillon wurde Halt befohlen. Die nachrückenden Einheiten schlossen langsam auf. In der Stadt begannen die Kirchturmglöcken zu läuten. Deutlich

durchdrang das tiefe Geläut des Doms das Meer der Freudenklänge. Von den Festungswerken schossen die Bastionskanonen Salut herab.

Neben der Protze stand Moritz Lindau, dem unablässig Tränen die Wangen hinab liefen.

„Was ist mit dir los, altes Haus?“, fragte ihn Johann.

„Nach all dem, was uns widerfahren ist“, antwortete Moritz mit gebrochener Stimme, „habe ich nicht mehr daran geglaubt, jemals wieder die Heimat zu sehen - und nun steh ich hier - es ist wie neu geboren zu sein.“

Hauptmann von der Goltz ritt die Front der Kompanie ab und ließ durch die Sergeanten ankündigen, dass zum Empfang des Korps seine Majestät mitsamt seinem Stabe zugegen sei.

„Na, dann schmeißt Euch mal ins Zeug, Männer!“, befahl Johann. „S. M. gedenkt uns alten Haudegen aufzuwarten.“

Gegenseitig überprüften die Soldaten den Sitz der verschlissenen Uniformen, polierten die Knöpfe auf und korrigierten ihre Haartracht. Die zwei „Neuen“ Sebastian Brandt und Heinrich Becherer, beide gerade mal sechzehn Jahre alt, legten dabei besondere Sorgfalt an den Tag.

„Unsere Konfirmanden brauchen nicht so penibel zu verfahren. Die Uniformen sind recht neu und noch gut in Schuss“, bemerkte Johann kopfschüttelnd.

„Aber wir ziehen doch Revue an Seiner Majestät vorbei...“

„Da müsst ihr Bengel aber noch ordentlich essen und wachsen, damit S. M. überhaupt Notiz von seinem letzten Aufgebot nimmt“, fuhr er Sebastian Brandt ins Wort. „Und nehmt jetzt gefälligst das Marschgepäck und die Musketen richtig auf, aber brecht unter dem Gewicht nicht gleich zusammen!“

„Lass sie doch. Es ist ihre große Stunde. Vielleicht sogar die größte in ihrem armseligen Leben“, warf Joachim ein. „Warum nur bist du noch immer so grob zu ihnen.“

„Immerhin habe ich das Gemüse mit dieser Gangart glücklich durch den Krieg gebracht. Doch du hast Recht. Künftig werde ich versuchen, meinen Umgang mit ihnen zu ändern - versprochen.“

Die Unteroffiziere brüllten Kommandos. Hinter ihnen schwenkte der Tross aus. Langsam ging es weiter. Um besser in Tritt zu kommen, stimmten die an der Spitze marschierenden Spielleute den „Torgauer Parademarsch“ an, der seit der damals geschlagenen Schlacht als ihr Regimentsmarsch galt.

Obwohl Johann auf dem Kutschbock saß, schmerzte sein zerschmettertes rechtes Fußgelenk. Ein Andenken an den Tag von Torgau, an dem das Blut wie Wasser floss. Seither war es für ihn mit Gewaltmärschen vorbei, dass ihm sogar der oberste Regimentsfeldscher durch eine Bescheinigung attestierte.

Die Musik und die Nähe zur Heimat setzten in ihm für Momente die Erinnerungen an eine unbeschwerte Kindheit frei. Doch kaum, dass er sich daran zu erfreuen begann, schossen wie Blitze die Impressionen des Krieges dazwischen und gewannen langsam die Oberhand, bis er vor sich nur noch das Gemetzel sah, zu dessen Ehre die Musik aufspielte.

Damals war ihr Regiment nach langem Umgehungsmarsch im Verbund mit dem Korps Hülsen aus dem Wald, in dem sich verborgen gehalten hatten, gegen heftigstes Artilleriefeuer zum Sturm auf die Verschanzungen der Süptitzer Höhen angetreten. Unter schwersten Verlusten brachen ihre Attacken dreimal im Kugelhagel zusammen und nur mit äußerster Tapferkeit gelang es ihnen, den Gegenangriffen standzuhalten. Mit Leichen und hilflosen Verwundeten übersät, deren Schreie durch Mark und Bein fuhren, lag die Wallstatt vor ihnen, als sich der klägliche Rest ihres Regiments bei einsetzender Dämmerung noch einmal zum Angriff for-

mierte.

Erst jetzt bemerkte Johann, dass in seinem Fußgelenk ein Eisensplitter steckte. Es schmerzte nicht sonderlich. Er zog ihn heraus. Im nächsten Augenblick begann die Wunde stark zu bluten. Erschrocken schnitt er die Gamasche auf und legte mit Moritz Lindau einen Druckverband an. Ihnen blieb nicht viel Zeit. In den Gefechtslärm schrie Johann seine Kommandos hinein, ließ „Anna“ doppelt laden und beorderte, da für die Kanonen kein zuständiger Offizier mehr am Leben war, das zweite noch verbliebene Geschütz an ihre Seite. Hauptmann von der Goltz überprüfte das ausgerichtete Häuflein, das sich einstmals Bataillon nannte, und befahl die beiden Kanonen als Speerspitzen fünfundzwanzig Schritt vor die Front. Neben ihnen hatte sich ihr Kommandeur, Major von Lestwitz mit der zerfetzten Regimentsfahne in der Hand gestellt.

„Vorwärts Kerls!“, rief er. „Kneift den Arsch zusammen! Sieg oder Tod! Zum Angriff!“

Wider alle menschliche Vernunft, rückte das Regiment schicksalsergeben im faden Licht der Dämmerung noch einmal gegen die Verschanzungen des Feindes vor. Zu Johanns Verwundung schloss sich alles, das vom zertrümmerten Korps Hülsen noch übrig war, der Verzweiflungstat an. Auf Schussweite herangekommen, entdeckte Johann bei zwei sich überlappenden, bereits stark beschädigten Schanzen eine Stelle, der nur noch wenig Erdreich als Fundament diente. Dieses Ziel beschloss er, aufs Korn zu nehmen. Der Mannschaft des Schwestergeschützes befahl er, die gleiche Stelle anzuvisieren. Bereits die erste Salve zeigte Wirkung. Wenig später schlugen in den gleichen Abschnitt die Geschosse der eigenen schweren Artillerie ein, die einen Stellungswechsel vorgenommen hatte und ihre Avantgarde unterstützte. Mit der dritten Salve gelang es, in die Verschanzung Bresche zu schießen und den Feind zum schrittweisen Rückzug zu zwingen. Endlich waren die beiden Geschütze auf Kartätschenentfernung herangekommen. In aller Eile versuchten die Kaiserlichen mit sechs herangeführten Zwölfpfündern, die sie vor den Erdhügeln der zertrümmerten Palisade in Stellung brachten, den drohenden Durchbruch zu verhindern. Johann ließ die erste Kartätsche in den Lauf schieben. Auch die Kaiserlichen hatten mit Laden begonnen. Der Geschützmeister visierte den Gegner an. Wie immer in entscheidenden Augenblicken etwas länger als sonst. Ihr Leben hing davon ab. Im nächsten Moment spie das Geschütz seine Ladung von achtzig Eisenkugeln gegen den Feind. Die unmittelbar darauf gesetzten Treffer der schweren Artillerie gaben dem Gegner den Rest. Die Gunst des Augenblicks nutzend, stürmten die Musketiere mit lautem Gebrüll in die Stellungen der Kaiserlichen, die ihrerseits, obwohl in Unordnung geraten, keineswegs gewillt waren zu weichen. Ein fürchterliches Handgemenge entstand, über das schließlich die wohl finsterste Nacht, die Johann jemals erlebt hatte, hereinbrach. Es war Neumond und den ganzen Tag über hatten tiefhängende, düstere Wolken den Himmel verhangen. Binnen weniger Minuten wurde es um die Kämpfenden stockdunkel, so dass man kaum die eigene Hand vor Augen sehen konnte. Allein das unablässliche Blitzen der Mündungsfeuer durchzuckte die dämonische Nacht. Im Eifer des Gefechts stolperten die Soldaten wahllos über Hindernisse hinweg, das mitunter des einen Glück und des anderen Tod bedeutete und bald war es nur noch durch Zuruf möglich, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden.

Inmitten dieser makaberen Verirrungen, kam ein Offizier auf ihr Geschütz zugeritten und befahl der Mannschaft unter Androhung des Galgens nicht noch weiter zu retirieren, sondern umgehendst Front einzunehmen. Aus nächster Nähe erkannte ihn Johann als Österreicher.

„Pardon, aber Herr Oberst sind bei der falschen Feldpost gelandet, denn wir sind Preußen“, gab er ihm zur Antwort. Mit einem Male spritzte Johann eine warme, gallerte Masse ins Gesicht. Eine unsichtbare Macht riss den Österreicher vom Pferd. Hart schlug sein entseelter Laib auf die morastige, halb gefrorene Erde. Ein Geschoss hatte ihm den Kopf zerfetzt.

Frost zog herauf, den die Soldaten selbst in der Hitze des Kampfes empfindlich wahrzunehmen begannen und einer Epidemie gleich kamen die Kampfhandlungen gänzlich zum Erliegen. Statt aufeinander zu schießen oder sich mit Bajonett, Gewehrkolben, oder Säbel ums



Leben zu bringen, vermischten sich nun die Gegenteile und gingen daran, dem gesunden Menschenverstand zu folgen. Fuhrwerke wurden zertrümmert und Pfähle aus den Palisaden gerissen, um daraus Lagerfeuer zu errichten. Anfänglich kamen die Unteroffiziere den Befehle ihrer Vorgesetzten noch nach und versuchten, mit grober Gewalt die Gemeinen wieder zum Kämpfen zu zwingen. Doch gaben sie bald auf und mussten Acht geben, nicht selbst Schläge zu beziehen, oder gar erschossen zu werden, das in einigen Fällen wohl auch geschah. Sogar den Offizieren wurde offen gedroht.



Im Angesicht der beginnenden Meuterei reagierte der Lebensinstinkt der Herren von Adel sensibel genug, um die Sache der Gemeinen zu ihrer Eigenen zu erklären, indem sie sich an die Lagerfeuer begaben und den Soldaten Schönwetter redeten. Die zur Unterwürfigkeit geprägten Gemüter ließen sich davon bestechen und im Bewusstsein der wiedergewonnenen Autorität gaben die Offiziere beider Parteien die Losung aus, dass Morgen entweder weiter gekämpft werde, oder sollte eine der Armeen das Feld geräumt haben, sich der unterlegene Teil in Gefangenschaft begeben.

Auch Johann hatte sein Lager an einer dieser brennenden Oasen gefunden, um das Österreicher und Preußen unter voller Bewaffnung ihre abgekämpften Körper wärmten. Die Soldaten sprachen nur wenig. Allein ermattete, stumpf gewordene Augen sahen teilnahmslos in die Glut der Flammen und ihre Ohren versuchten, das Stöhnen und Schreien der Verwundeten zu überhören.

Den ganzen Tag über hatte es weder zu Essen noch zu Trinken gegeben. Johanns ausgedörrter Mund schmerzte vor Durst. Mühsam pulte er sich den getrockneten, klebrigen Speichel von seinen Mundwinkeln ab. Danach sank er auf die nasskalte Erde. Er sah gen Himmel, der ihm nicht einen Stern zeigte.

„Wohin, wenn dir selbst der letzte Glücksstern fällt“, sprach er leise. „Ich habe genug, einfach genug. Wenn es dich gibt, oh Herr, dann erbarme dich meiner und setze meinem beschissenen Leben ein Ende.“

„Hier nimm, Halter“, sagte eine Stimme neben ihm.

Das Wort „Halter“, verriet, dass sich ihm Gott in Gestalt eines Österreichers offenbarte.

Vor Johanns Augen baumelte eine Feldflasche. Der Instinkt richtete ihn auf.

„Von einem eurer abgeschossen Korporals geklaut, Halter. Aber nur fünf Schluck, sonst habe ich selbst nichts mehr.“

„Hoffentlich war es Kunz“, sagte Johann darauf.

„Wer?“

„Das Oberschwein und der Oberschleifer unserer Kompanie.“

„Die haben wir auch, Halter. Sicher hat es heute eine Menge davon erwischt. Doch bin ich mir sicher, dass dieses Pack nie aussterben wird.“

Mit dem ersten Schluck spülte sich Johann den Mund aus. Dann zog er viermal das abgestandene Wasser hinab.

„Lass mal sehen, Halter“, fuhr der Österreicher fort, der die blutdurchtränkten Wickel bemerkt hatte.

„Ich habe noch ein Verbandspäckchen, Halter.“

Mit einem Messer durchtrennte ihm der Österreicher den Verband. Johanns Fuß war so stark angeschwollen, dass sich das Schuhwerk nicht abziehen ließ und er es ebenso zerschneiden musste.

„Hast du Schmerzen, Halter?“

„Kaum.“

„Die Wunde blutet gut. Das spült den Wundbrand und die Knochensplitter heraus“, stellte der Österreicher fest.

Danach legte er ihm den neuen Verband an.

„Das reicht fürs Erste. Die Wunde ist sehr tief. Vielleicht hast du Glück, Halter, und der Krieg ist für dich zu Ende“, sagte er, indem er Johann aufmunternd auf die Schulter klopfte.

Johann winkte ab.

„Vergiss es, nicht bei den Preußen - doch hab Dank, Bruder; aber warum hast du mir geholfen, ich bin doch dein Feind und sollte es morgen weiter gehen, werde ich dich vielleicht töten.“

„Mag schon sein, „Halter“, doch soll man seinen Nächsten lieben wie sich selbst und hier sitzt du mir am nächsten“, entgegnete ihm der Österreicher.

„Wie heißt du?“, fragte ihn Johann.

„Andreas Bannholzer, aus Feldkirch, und du?“

„Johann Christian Müller aus Ottersleben bei Magdeburg - Feldkirch, wo liegt das?“

„Vor den Bergen im Alpenrheintal, an der Grenze zu den Schweizer Kantonen, einen halben Tagesritt vom Bodensee entfernt.“

„Ich habe einmal Stiche gesehen, auf denen die hohen Berge, deren Gipfel noch nie ein Mensch betreten hat, abgebildet waren.“

„Das ist, ein herrliches Stück Erde, „Halter“, und ich bete zu Gott, dass ich es einmal wieder sehen werde.“

Bei seinen Worten begann Andreas zu weinen. Tröstend nahm ihn Johann in den Arm.

„Ja, denn die Welt ist groß und schön“, sprach er dabei. So saßen sie in der unwirklichen Nacht beisammen und schlugen sich das Buch ihrer Seele auf, bis ein hellgrauer Streifen am Horizont den Morgen ankündigte.

Die Hauptmacht der Kaiserlichen hatte sich in der Dunkelheit über die Elbe abgesetzt und den Preußen das Feld überlassen.

Johann und Andreas nahmen Abschied. Der eine ging in Gefangenschaft, der andere wurde in das Feldlazarett nach Beckwitz gebracht. Im Tausch gegen ein steifes Fußgelenk blieb ihm der Unterschenkel erhalten.

In der Schlacht von Torgau, die im Grunde keine der Parteien einen Vorteil verschafft hatte, waren die Verluste des Regiments Alt-Braunschweig so hoch, dass der König die Bekanntgabe unter Strafe auf das Schärfste verbot. Doch wusste jeder, dass ihr Regiment zwei Drittel seines Bestandes verloren hatte. Auch von Johanns Geschützmannschaft waren nur fünf Mann am Leben geblieben. Immerhin befand sich Korporal Kunz unter den Gefallenen. Zwei Kugeln und ein Bajonettstich hatten ihn in den Rücken getroffen. Wer von den alten Kämpen noch lebte, schwieg.

Der Ersatz der in den beiden letzten Kriegsjahren die Lücken des defekt gewordenen Regiments auffüllen sollte, bestand entweder aus Jünglingen des eigenen Kantons oder aus unzuverlässigen Geworbenen allerlei Couleur und zum Kriegsdienst für Preußen zwangsausgehobene Kursachen.

Fortan glich das Regiment mehr einem fahrenden Gefängnis, das fortwährend Husaren umstreiften, damit die stetig wachsende Zahl an Deserteuren nicht ins Uferlose wuchs. Von den jungen Kantonisten abgesehen, unter denen sich viel Verwandtschaft befand, begegneten die Altgedienten den Ausländern mit Argwohn, die es um der Ehre des Regimentes willen gut im Auge zu behalten galt.

Gab es im Krieg wenigstens noch manchmal ein menschliches Mitgefühl, so...